



dot
books

Anna
Valenti

STERNEN
TOCHTER

Roman

Kapitel 3

Der Braten hatte allseits gemundet, Caspari zündete sich zufrieden seine Zigarre an, lehnte sich zurück und sagte: »Das hast du gut gemacht, mein Kind! Ich werde noch anfangen, August zu beneiden.«

Caroline wurde rot, zum zweiten Mal an diesem Tag.

»Nun bring mir das Kind nicht in Verlegenheit, Eduard«, mahnte Friederike, »sie wird mir zu eitel.«

In diesem Moment trat Minna ein, um den Tisch abzuräumen. Caroline wollte aufstehen, um ihr zu helfen, aber die Mutter sagte: »Nein, mein Kind, geh du zur Großmutter hinunter und bring ihr den Rest von deinem ersten eigenen Braten. Sie wird sich freuen.«

Eine Viertelstunde später ging die Tochter mit dem Henkelkorb am Arm in Richtung Dorf davon. Es war ein sonniger Tag, zwar noch kalt, aber die Krokusse reckten sich schon der Sonne entgegen und die ersten Osterglocken blühten im Vorgarten. Sie ging zügig die Dorfstraße entlang und wollte eben zur Küstersfrau hinübergrüßen, die ihr auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig entgegenkam, als ein lautes, ihr durchaus bekanntes Geräusch sie zusammenfahren ließ. Natürlich, die Tonfolge kannte sie nur zu gut, es war das Posthorn, das jeden Tag die Ankunft Heinrich Markwarts vermeldet hatte. Nur war der alte Postillion im vorigen Herbst gestorben. Seitdem hatte sie die wohlklingenden Töne, die die Ankunft der Postkutsche ankündigten, nicht mehr gehört. Der Ersatzmann, den man für Heinrich eingesetzt hatte, beherrschte die einfachsten Tonfolgen nicht. Offenbar war er vollkommen unmusikalisch und beschränkte sich darauf, seine Ankunft mit drei Missklängen zu begleiten, wohl wissend, dass dieser Postillion-Dienst nur vorübergehend sein würde, so lange nämlich, bis ein neuer Postkutscher gefunden sein würde, der die vorgeschriebenen zwölf Tonfolgen beherrschte. Alle im Dorf wussten, dass sich der Neue zum Innendienst im Postamt in der Kreisstadt zurücksehnte und nur darauf wartete, abgelöst zu werden.

Und nun hörte sie die genau richtige Folge der Töne, laut und fröhlich klang es von ferne, und als Caroline, neugierig geworden und noch rascher jetzt, auf das Kaiserliche Postamt, das ziemlich am Ende der Hauptstraße lag, zuing, sah sie die gelb-schwarze Postkutsche auf das Dorf zujagen. Der Postillion blies das Posthorn im Fahren, er stand auf der Plattform vor dem Kutschbock, das Horn in der rechten, die Zügel in der linken Hand. Die zwei braunen Warmblüter näherten sich in raschem Galopp, geschickt dirigierte der junge Mann sie in die Einfahrt des Postamtes und kam genau an der Haltestelle zum Stehen. Einige Umstehende und auch Neugierige, die von den gewohnt-ungewohnten Klängen angelockt worden waren, stoben auseinander, der alte Schneider Hinemann rief:

»Dass dich der Deibel holt!«, und drohte lachend in Richtung des Kutschbockes, vor dem der neue Postillion immer noch stand, kerzengerade, lachend, und schließlich sich in die Runde verbeugend rief: »Willkommen, Leute, ich bin der neue Postillion!« Erneut hob er das Horn an die Lippen und spielte laut und kräftig die Ankunft der Postkutsche, aber dieses Mal länger, in verschiedenen Variationen, mit Schnörkeln und allerlei Finessen, virtuos, und als er geendet hatte, klatschte ihm sein Publikum ehrlichen Beifall. Er verbeugte sich wieder, sprang vom Kutschbock, und nun sah man erst, wie groß er war.

Caroline war erschrocken ein paar Schritte zurückgetreten, als die Kutsche in rasanter Fahrt in die Einfahrt eingebogen war. Nun trat sie wieder vor und starrte den jungen Postillion an, von dem sie auch in ihrem Schrecken kein Auge gelassen hatte. Sie starrte ihn an und merkte es nicht. Als er herangefahren kam, das Posthorn an den Lippen, souverän die Pferde lenkend, leicht und doch vollkommen sicher, da war jede Spur eines Gedankens an den alten Heinrich ausgelöscht gewesen. Ja, das waren die Töne, die er täglich gespielt, die sie als Kind schon gehört hatte. Aber dies hier war doch ganz anders, fröhlicher war es, kraftvoll, draufgängerisch und voller Leben.

Der junge Postillion stand jetzt neben seinen Pferden. Er lachte noch immer und zeigte eine Reihe blendend weißer Zähne. Überhaupt sah er hervorragend aus in seinem blauen Uniformrock, der schwarzen Tuchhose und den schwarzen Stiefeln, deren bis zum Knie reichende Stulpen ihn vor Staub und Matsch schützen sollten. Auf dem Kopf trug er den vorgeschriebenen schwarzen Hut mit dem silbernen Emblem der Kaiserlich Deutschen Reichspost und dem schwarzen Federbusch.

»Deibel noch mal!«, wiederholte der alte Hinemann. »Willst uns alle umbringen? Teufelskerl der!«

»Entschuldigen Sie«, erwiderte der Postillion. »Es tut mir leid. Ich hätte langsamer heranzufahren sollen. Ich wollte niemanden erschrecken.«

»Bist wohl der Neue? Wirst denn bleiben, oder bist wieder nur Ersatz?«

»Nein, ich werde wohl bleiben. Das ist jetzt meine Strecke. Darf ich mich vorstellen: Georg Lindström, Postillion im Dienst der Kaiserlichen Post.«

Die Umstehenden nickten, die meisten freundlich.

»Na, dann«, ließ sich die bis dahin schweigsam gebliebene Postverwalterin vernehmen, »lassen Sie mal sehen, was bringen Sie denn?«

Lindström ging um die Kutsche herum und öffnete den großen Gepäckkasten.

»Zwei Pakete, Frau Postverwalterin, und diese Briefe hier.« Damit übergab er der kleinen Frau einen halb mit Briefen verschiedenster Art und Größe gefüllten Postsack.

»Dank auch schön, Herr ...«

»Lindström.«

»Herr Lindström. Haben Sie denn Zeit für einen kleinen Willkommenstrunk?«

»Gern, Frau Postverwalterin, ein Glas Wasser würde meiner staubigen Kehle guttun.«

Die Umstehenden hatten das kurze Gespräch mit angehört und zerstreuten sich nun nach und nach. Der Schneider Hinemann, mit einem kleinen Gepäckstück in der Hand, und zwei Frauen blieben neben der Kutsche stehen.

»Setzen Sie sich doch schon hinein, meine Herrschaften«, sagte Lindström freundlich.

»Ich bin sofort zurück und werde Sie schön langsam nach Fuchshagen fahren.«

»Na, trinken Sie erst mal, junger Mann«, erwiderte die ältere der beiden Frauen. »Sind ja ordentlich früh gekommen. Beim alten Heinrich hat man auch nicht warten müssen, aber der Vertreter ... unpünktlich und umständlich. Aber dass Sie mir nachher nicht zu langsam fahren.«

»Gewiss nicht«, erwiderte Lindström höflich. »Sie werden pünktlich ankommen, gute Frau.«

»Na, das ist ja mal ein höflicher Mensch«, resümierte die Alte, als Lindström im Postamt verschwunden war. »Das findet man nicht oft und noch dazu bei den Postillions.«

»Wieso bei den Postillions?«, fragte die Jüngere der Beiden, die offensichtlich ihre Tochter war.

»Na, die Postillions sind immer grob«, erwiderte die Mutter, »grob und gierig. Aber das ist auch, weil sie so wenig verdienen.«

Caroline war neben der Kutsche stehen geblieben. Sie schaute dem Postillion mit großen Augen nach. Als die Alte sie ansprach, zuckte sie zusammen.

»Nu, Fräulein Caspari, wollen Sie auch mit uns fahren?«

»Oh!«, stotterte Caroline, »nein, ich ...«

»Sonst hätte ich Ihnen den Platz hier angeboten«, sagte die Alte und wies auf ihren Sitz. »So zwei junge Mädchen nebeneinander und ich neben unserem Schneider, wie sich's gehört.«

Der nickte und wollte zur Seite rücken, aber Caroline sagte: »Danke, Frau Bieler, das ist sehr nett von Ihnen. Aber ich will nicht mit, ich muss zur Großmutter und kam nur eben hier vorbei.«

»Das ist recht«, meinte die Alte und wies auf den Henkelkorb. »Ich hab Sie schon oft gehen sehen und der Großmutter was bringen.«

Caroline hatte leidlich wieder die Fassung gewonnen, nickte ihr und ihren beiden Weggefährten freundlich zu und wollte eben in schnellem Schritt zur Straße zurück, als der junge Postillion, so strahlend wie schon bei seiner Ankunft, aus dem Postamt trat und direkt auf sie zu ging.

Sie konnte nicht anders, sie musste ihn ansehen. Das war ungehörig, wusste sie, unpassend hätte die Mutter gesagt, unentschuldig. Aber das war nur ein flüchtiger Gedanke, zehntelsekundenlang. Dieses Gesicht, ebenmäßig und leicht gebräunt, die blauen Augen, dieser Körper, die hohe, schlanke, stolze Gestalt, das blonde Haar, das jetzt in voller Schönheit zu sehen war, denn er hatte den Hut abgenommen und hielt ihn in der linken Hand. Ihr Herz schlug hörbar; sie dachte, alle müssten es hören, alle mitbekommen, dass dieser Augenblick unendlich war wie eine Ewigkeit. Sie stand da und schaute ihn an, der Henkelkorb hing an ihrem Arm, unbeachtet. Sie hatte vergessen, dass sie ihn trug, vergessen, wohin sie unterwegs gewesen war, vergessen, dass es eine Welt gab. Es gab auch keine mehr, es gab nur ihn, diesen einen Mann, der nun unmittelbar vor ihr stand und ihren Blick erwiderte. Sehnsuchtsvoll sah sie zu ihm auf, selbstvergessen, hingerissen. Sie sagte kein Wort. Sie hatte vergessen, dass sie sprechen konnte, vergessen, wie man die Worte formte. Er schaute ruhig auf sie hinab, ernst, zum ersten Mal seit seiner Ankunft, ein wenig prüfend. Sekunden vergingen.

»Adieu, mein Fräulein, auf bald«, sagte er dann sanft. Unendlich sanft klang es für sie.

»Auf Wiedersehen, Herr Lindström!«, rief die Postverwalterin. »Bis morgen also.«
Georg setzte seinen Hut auf. »Auf Wiedersehen, Frau Kissling.«

Dann nahm er das Posthorn an die Lippen und spielte die Abschiedsmelodie. Die Leute auf der Straße horchten auf, blieben stehen und hörten zu. Das vorgeschriebene Signal erklang, dann variierte er die Melodie ein paar Mal, wie schon bei seiner Ankunft. Unendlich lang schien ihr auch dieser Augenblick. Sie spürte, dass er für sie spielte, es musste so sein, sein virtuoseres Spiel war nur für sie. Es klang wie ein Fanal.

Er nickte ihr zu, hängte sich die geflochtene Schnur mit den beiden Quasten, an der das Posthorn befestigt war, wieder um, setzte sich auf den Kutschbock und ließ die Pferde antraben.

Später hätte sie nicht sagen können, wie sie zur Großmutter gekommen war. Sie erinnerte sich daran, dort gewesen zu sein, musste wohl auch mit ihr geplaudert haben. Worüber? Weg, alles weg. Sie erinnerte sich der Freude der alten Frau über das Mitgebrachte, musste auch das leere Einmachglas entgegengenommen haben, denn es lag bei ihrer Ankunft zu Hause im Korb. Sie war gleich nach oben in ihr Zimmer gegangen, um ganz allein zu sein mit ihm, mit diesem wunderbaren Mann, mit diesem Gesicht, das nun immer vor ihrem Auge stand, mit der Melodie des Posthorns, virtuos gespielt, mit seinem Lächeln, und sie spürte noch immer die Anziehungskraft dieses Körpers. Magisch hatte er sie angezogen, und sie fühlte noch immer oder schon wieder den Wunsch, sich an ihn zu schmiegen, ihn zu riechen, zu fühlen, zu schmecken und ihn nie wieder loszulassen. Sie legte sich auf ihr Bett und schloss die Augen, überwältigt von diesem Gefühl, das so fremd und doch merkwürdig vertraut war. Es war, als habe sie darauf gewartet, ohne es zu wissen. Das war anders als alles, was sie kannte, anders als alles, was ihr je über die Beziehung zu einem Mann gesagt worden war. Und es war stärker, als Worte es auszudrücken vermocht hätten. Sie lag ganz still da und spürte sich. Sie lebte. Jeder Atemzug war Leben, war Kraft, war – Glück!

Sie fuhr zusammen, als sie ihre Mutter von unten rufen hörte: »Caroline, komm doch bitte herunter!« Es klang so fremd. Sie war durchdrungen von Leben, und die Mutter rief wegen irgendeiner Nichtigkeit. »Caroline!«, klang es nun eindringlicher herauf, und sie erschrak erneut. Die Mutter hatte ihre Es-ist-Besuch-da-Stimme. Friederike versuchte immer, wenn Gäste da waren, eine gewisse Vornehmheit und Zurückhaltung in ihre Stimme zu legen, so dass ihr etwas eigentümlich Künstliches anhaftete. So war es auch jetzt. Wer konnte da gekommen sein, am Dienstagnachmittag? Hatte sie vergessen, dass jemand und wer erwartet wurde? Sie musste antworten. Die Mutter konnte sehr unangenehm werden, wenn sie nicht die brave Tochter abgab, und wenn gar Besuch da war, erlaubte sie nicht den kleinsten Fehler.

»Ja, Mutter, ich komme!«, antwortete sie rasch. Nur nicht zeigen, wie es um sie stand, nur nicht auf die Fragen antworten, die dann unweigerlich gestellt werden würden, nur keinen Anlass für Spekulationen geben. Sie richtete ihr Haar vor dem kleinen Frisierspiegel, ordnete ihre Kleidung und ging nach unten. Von der Stube her hörte sie Stimmen – Gustav! Und sie freute sich einen Moment lang aufrichtig, den Bruder

wiederzusehen. Eine andere männliche Stimme, etwas höher und ein bisschen näselnd, konnte sie nicht zuordnen. Aber als sie ins Zimmer trat, fiel ihr sofort wieder ein, wem diese Stimme gehörte: August Grieger saß neben ihrem Vater auf dem Sofa, ihnen gegenüber Gustav in einem der Sessel. Friederike stand an dem kleinen Couchtisch und richtete die Kaffeetassen für die Herren.

»Ah, gut, mein Kind, dass du kommst«, sagte Eduard. »Sieh nur, wer da ist.«

August hatte sich bereits erhoben, ging auf sie zu und küsste ihr die Hand. »Guten Tag, Fräulein Caroline, hocherfreut«, näselte er, nickte kurz und setzte sich dann wieder neben Eduard.

»Und ich?«, rief Gustav. »Bin ich nur noch Luft, wenn du August siehst?«

August lächelte geschmeichelt und blickte Caroline unverwandt an.

»Gustav, lieber Bruder, ich freu mich ja so!«

Die Geschwister umarmten sich, Caroline gab dem Bruder einen Kuss auf die Wange.

»Setz dich zu uns«, forderte Eduard sie auf, »hier auf den anderen Sessel. Aber August, ich bitte Sie, nennen Sie meine Tochter doch ruhig beim Vornamen. Sie kennen sich doch schon so lange.«

So lange!, dachte Caroline. In den zehn Jahren, die er hier wohnt, habe ich ihn vielleicht vier-, fünfmal gesprochen. Erst war er im Internat, dann beim Studium. Da fiel ihr ein, dass er es war, mit dem sie verlobt werden sollte – noch in diesem Jahr, hatte die Mutter gesagt. Mein Gott, vergessen, einfach vergessen! Das war alles so weit weg, die Verlobung, die Aussteuer, all die törichten Gedanken, die sie sich gemacht hatte ...

»Caroline, hörst du nicht?« Friederikes Stimme riss sie in die Gegenwart zurück. Es war die Kunststimme, deren drohendes Potenzial sich in steifen Koloraturen des Lachens versteckte. Die Mutter hielt ihr eine Kaffeetasse hin. Für August, dachte sie, ich soll sie ihm geben. Sie stellte die Tasse mechanisch vor ihn hin, begegnete dem Blick der Mutter, die ihren Ärger in einem mühsam aufgesetzten Lächeln verbarg. Ich muss mich zusammennehmen, dachte sie, ich muss mich schützen, darf nichts offenbaren, das wäre das Ende. Wozu war sie bei Fräulein Kesselring gewesen? »Contenance, Caroline, das muss automatisch kommen. Da dürfen Sie gar nicht mehr überlegen müssen!«

»Darf ich Ihnen Milch und Zucker reichen, Herr Grieger?«, sagte sie höflich zu August. »Ein Stückchen Zucker, zwei?« Sie lächelte ihn charmant an.

»Zwei«, antwortete die näselnde Stimme, »und nennen Sie mich August, bitte.«

Caroline nickte ihm freundlich zu. »Sehr gern. Sie kommen direkt aus Frankfurt, August?«

»Ja, Caroline. Ich habe soeben mein Examen der Jurisprudenz bestanden, damit das Referendariat abgeschlossen und werde nun eine Assessorenstelle in der Kreisstadt antreten, also von jetzt an öfter hier sein.«

Sie ließ sich ihren Schrecken nicht anmerken. »Da werden sich Ihre Eltern sicher sehr freuen, August. Ich hoffe, das Examen ist zu Ihrer Zufriedenheit verlaufen?«

Eduard und Friederike sahen sich an. Er nickte befriedigt, ihr Blick sagte: »Na endlich!«, und ihr Ärger schwand allmählich.

»Oh, durchaus. Ich habe mit der besten Note abgeschlossen.«

»Meinen aufrichtigen Glückwunsch, August!«, lobte Eduard. »Das hört man gern.